



Dies ist eine Leseprobe des Tropen Verlags. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.tropen.de

Marco Missiroli

Obszönes ROMAN
Verhalten an
privaten
Orten

Aus dem
Italienischen von
Michael von Killisch-Horn

TROPEN

Tropen

www.tropen.de

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel

»Atti osceni in luogo privato« im Verlag Feltrinelli, Mailand

© 2015 by Marco Missiroli

Für die deutsche Ausgabe

© 2017 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Cover: ANZINGER UND RASP Kommunikation GmbH, München

Unter Verwendung eines Fotos von © Joseph Charroy/plainpicture

Gesetzt in den Tropen Studios, Leipzig

Gedruckt und gebunden von CPI – Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-608-50343-2

*Für Maddalena,
c'est toi.*

Kindheit

Ich war zwölf Jahre und einen Monat alt, Mama füllte die Teller mit Cappelletti und erzählte, dass der Uterus der Beginn der Moderne sei. Sie goss die Hühnerbrühe darüber und sagte: »Lernen wir von Frankreich mit seinen Suffragettenbewegungen. Sie haben das Bewusstsein befreit.«

»Und das Schwanzlutschen.«

Dieser Moment veränderte alles. Mein Vater pustete auf den Löffel, während er kundtat: »Und das Schwanzlutschen.«

Mama blickte ihn streng an. »Wage es ja nicht noch einmal vor dem Kind.« Ein trauriges Lächeln huschte über ihr Gesicht. Vater blies weiter auf die Cappelletti und fügte hinzu: »Sie sind eines der Wunder des Kosmos.«

Es war 1975, und wir lebten seit Kurzem in Paris, im 10. Arrondissement, in der Rue des Petits Hôtels. Wir hatten Italien verlassen, weil mein Vater von seinem Pharmaunternehmen hierher versetzt worden war. Mama hatte Frankreich akzeptiert, weil sie das Funkeln der Place Vendôme und den zügellosen Schick liebte. Sie war eine elegante, fromme und vollbusige Frau. Sie liebte Jane Austen und die Behaglichkeit ihrer Stadt Bologna. Als junges Mädchen war sie nach Mailand gezogen, um zu studieren, und hatte einen

Bourgeois kennengelernt, der sie ernährte, während sie dem Proletariat die Treue schwor. Sie war zweiundvierzig, als sie beim Abendessen mit trauriger Stimme diesen Satz sagte. Das genügte, um in mir die traumatische Erinnerung an eine Szene wieder hochkommen zu lassen, die ich einen Monat zuvor erlebt hatte, am Tag unseres Umzugs nach Paris.

An jenem Nachmittag war Emmanuel, ein Freund der Familie, bei uns gewesen. Papa hatte die Wohnung verlassen, um einen Bohrer zu kaufen und anschließend in die Firma zu gehen, und ich räumte in meinem Zimmer die Kartons aus. Mama hatte gesagt, dass sie das Gleiche in ihrem Zimmer tun würde. Emmanuel half ihr, die Hosen bis zu den Knöcheln heruntergelassen. Ich hatte sie durch den Türspalt beobachtet. Er stand mit halb geschlossenen Augen vor dieser verheirateten Frau, die vor ihm kniete, wobei ihre üppige Brust von ihrem Kleid zusammengepresst wurde. Dieselbe üppige Brust, die ich streifte, wenn sie mich beim Gutenachtsagen umarmte. Ich hatte mich nicht bemerkbar gemacht, war in mein Zimmer zurückgekehrt und hatte weiter Kartons ausgepackt, bis die Tür aufgegangen war.

»Alles in Ordnung, mein Schatz?«, hatte Mama mit nachgezogenem Lippenstift gefragt.

»Alles in Ordnung.«

Sie hatte bitter gelächelt, auf die gleiche Art wie bei dem Abendessen mit den Cappelletti. Dann war sie gegangen, und erst da hatte ich die Schwellung in meiner Hose bemerkt. Sie enthielt die Erregung, die ich nie hatte ausleben können. An dem Tag hatte ich mich zum ersten Mal gestreichelt und gehaut, was es mit der Befreiungsbewegung auf sich haben könnte. Es war ein beständiges Vor und Zurück. Mamas Betrug, Emmanuels Ekstase. Meine Eifersucht. Eine letzte, die entscheidende, heftige Bewegung mit

der Hand, und erst da hatte ich gewusst, wie die Welt sich drehte und wie mein Leben verlaufen würde.

Die Befreiung veränderte mein Wesen. Die erotische Taufe machte mich sanft und klug. Mama nannte mich »mein kleiner Mann von Welt«, Papa »cher Libero«. Das »lieber«, das er meinem Namen voranstellte, besiegelte den offiziellen Eintritt in seine Aufmerksamkeitssphäre. Die Gleichung war einfach: Die befreite Sexualität hatte meinen Blick geschärft. Ich begann meine Familie zu verstehen und wie ich sie zu interpretieren hatte. Immer wenn ich Kummer hatte, zog ich mich auf die Toilette zurück und befreite mich. Wenn ich kam, bereinigte ich damit sozusagen meine inneren Probleme, ohne diejenigen um Hilfe bitten zu müssen, die mich hätten erziehen sollen. Ich war ein selbstgeläutertes Kind. Unbeschwert und wunderbar, aufmerksam und vorausahndend. Ich tauschte einen Orgasmus gegen ein bisschen Geheule. Ich erinnere mich noch ganz genau an drei Begleiterscheinungen dieser ersten autoerotischen Erlebnisse: hochrote Wangen, heftiges Herzklopfen und ein unerwartetes Rumoren im Kopf. Zuckungen von fünf, sechs Sekunden ließen mich zitternd zurück und führten mich zu der festen Überzeugung, dass das nur die Spitze des Eisbergs sei. Die Realität um mich herum sah plötzlich anders aus, und mein neues Wesen öffnete mir die Türen der Erwachsenenwelt:

»Cher Libero, mein Sohn, ich nehme dich mit ins Roland Garros.«

Ich werde nie den Nachmittag vergessen, an dem Papa mich zu einem Match der French Open auf dem Center-Court einlud, ein Privileg, in dessen Genuss jahrelang immer nur Emmanuel gekommen war. Papa trug ein weißes Hemd und einen zerknitterten Panamahut, seine Augen waren zwei matte Lapislazuli. Die

Frauen musterten ihn unverwandt, während er mit leerem Blick Björn Borg anstarrte, der sich Ballwechsel mit Ivan Lendl lieferte.

»Warum hast du nicht Emmanuel mitgenommen?«, fragte ich unvermittelt.

Papa schwieg sich aus an diesem wie an den folgenden Tagen.

Emmanuel ließ sich einen Monat lang nicht bei uns blicken, niemand sprach seinen Namen aus, bis es Mama, als sie den Schweinebraten mit Pflaumen servierte, herausrutschte, dass dies Manús Lieblingsgericht sei.

An dem Abend weinte sie. Papa war zu seinem Bridgeturnier gegangen, ich beendete in der Küche das Rosarote-Panther-Puzzle, und als ich sie schluchzen hörte, ging ich zu ihr ins Wohnzimmer. Sie schob es auf *Stolz und Vorurteil*, das sie gerade wieder las, sagte, ich sei ihr kleiner Mann von Welt, und umarmte mich. Damals stellte ich für mich selbst zwei Verhaltensregeln auf: Ich würde meinen besten Freund mit Sorgfalt auswählen, und ich würde nie heiraten.

Ein paar Wochen später kam Emmanuel eines Abends wieder zu uns. Als es läutete, stürzte mein Vater zur Tür, Mama blieb im Schlafzimmer und rief mich zu sich. »Weißt du, was dafür sorgt, dass es der Menschheit gut geht, mein kleiner Mann von Welt?«

»Der Uterus und Frankreich?«

»Das Schweigen, die Schminke und Gott.«

Sie holte den Lippenstift aus der Handtasche und zog sich die Lippen nach. Sie fuhr mir durchs Haar und ging ins Wohnzimmer. Ich vergrub mein Gesicht in ihrem Kissen, das wie Mama nach Glyzinien roch, und wartete, bis ich zum Roastbeef mit Thymiankartoffeln gerufen wurde. Ich erinnere mich genau an diesen Abend: an die veränderte Sitzordnung, ich wurde zwischen Papa

und Emmanuel gesetzt, an den Fernseher, der im Hintergrund lief, zum ersten und einzigen Mal, und an Mama, die ständig hin und her lief und servierte. Ich erinnere mich auch an andere Details: dass Emmanuel mich nicht ein einziges Mal ansah und wie er sich im Treppenhaus von Mama verabschiedete, während Papa in der Küche die Spülmaschine einräumte. Sie küsste ihn auf die Wange, und er drückte ihre Hand, um ihr für das Abendessen zu danken.

Als unser Gast gegangen war, wischte Mama sich den Lippenstift ab und wagte eine geistreiche Bemerkung über das langweilige französische Roastbeef, und dann fragte sie mich, ob ich am nächsten Tag den Schöpfer kennenlernen wolle.

Ich willigte ein, obwohl Papa sagte, die Religion sei die große *illusion* des Menschen.

»Aus zwei Gründen, cher Libero. Erstens: Gott hat sich nie gezeigt, um seine Existenz zu beweisen. Zweitens: Niemand ist je von den Toten zurückgekehrt, um die Existenz Gottes zu beweisen.«

Ich sagte zu Mama, dass es vielleicht stimme, sie antwortete nur, es sei Zeit zu gehen. Sie hatte ihr graues Kostüm angezogen, deswegen würde die Theorie meines Vaters wohl widerlegt werden. Gott würde sich an diesem Tag blicken lassen, so wie sich die Lehrer, Maler, Bankdirektoren, Tiefkühlkosthändler und Väter meiner Mailänder Freunde regelmäßig hatten blicken lassen, wenn ich ihre Kinder nach Hause eingeladen hatte. Sie kamen schon etwas früher, eine Stunde zu früh sogar, weil sie wussten, dass meine Mutter sie auf ein Schwätzchen dabehalten würde in ihrem grauen Kostüm. Edler Stoff, unauffälliger Schnitt, wenn nicht der dritte Knopf des Jäckchens unzüchtig am seidenen Faden gehangen hätte: ein winziger Edelstein kurz vor dem Abplatzen. Ein eingesperrter Busen ist so viel wert wie hundert freie. Später begriff

ich es, hätte ich es an dem Tag schon gewusst, dann wäre mir klar gewesen, warum so viele Männer eine Genickstarre riskierten, um sie zu betrachten. Am Eingang von Notre-Dame fanden wir Frieden, Mama führte mich zu einem Kruzifix und sagte: »Libero, siehst du Jesus da in der Mitte von allem? Und jetzt betrachte nicht Ihn, betrachte die Frau zu seinen Füßen.«

»Die Madonna.«

»Der Uterus, der sieht und sorgt«, sagte sie noch, und der Knopf platzte ab. Mama hob ihn auf, und ich bat die Jungfrau, Emmanuel unsere Wohnung nicht mehr betreten zu lassen. Die Madonna er hörte mich nicht. Stattdessen sollte sie mir in jenem Sommer eine höchst unerwartete und barmherzige Taufe bescheren.

Papa beschloss, dass wir die Ferien auf französischem Boden verbringen sollten. Wir mussten schließlich die Wirtschaft des Landes ankurbeln, das uns aufgenommen hatte. Er und Mama wählten Deauville, das Seebad der Pariser, mit seinen Limousinen und geheimnisvollen kleinen Lastern. Wir hatten einen Peugeot 305 und die Horrorvorstellung, die Ferien allein zu verbringen. Sie luden Emmanuel ein. Ich stellte mir Mama im Pareo vor und ihn, wie er sie von der Liege aus anstarrte. Die Eifersucht löste bittere Erregung und körperliche Kasteiungen aus. Ich betrachtete mich eingehend nackt im Spiegel, unbehaart und spät entwickelt, immer noch unfähig zur Ejakulation, im Gegensatz zu Mario und Lorenzo, meinen Mailänder Freunden. Sie standen in der Blüte ihrer Jahre, ich war eine unreife Frucht mit Schultern, die schmaler waren als meine Hüften. Mein Vorteil waren die blauen Augen und meine ruhige Ausstrahlung. Ich hatte nie einen zweideutigen Blick von einer Klassenkameradin bekommen: Ich war der beste Freund von Stefania, der Vertraute von Lucia, der Kumpel von

Maria und der Diener von Giulia, die Mario mit Küssen fast aufgefressen hatte.

Für Deauville bat ich meine Mutter um eine neue Badehose.

Ich trug sie am Tag der Abreise, einem Freitag im Juli, der ein menschenleeres Paris in gleißendes Licht tauchte. Während wir die Treppen hinunterstiegen, teilte mein Vater mir mit, dass Emmanuel eine Freundin mitbringen werde. Wir warteten vor dem Haus auf ihn. Der Peugeot 305 war beladen wie ein Maulesel, und Mama trug einen hellblauen Kaftan. Was wir drei Minuten später sahen, löste bei meinem Vater einen Ausdruck der Befriedigung und bei meiner Mutter ein längeres Schweigen aus. Auf der Beifahrerseite von Emmanuels Citroën saß eine dreißigjährige Frau mit hellbraunem Haar, heller Haut und Sommersprossen. Sie stellte sich in holprigem Italienisch vor: Marie. Wir stellten uns alle vor, und als ich an der Reihe war, rief sie: »Und du musst le Grand Libero sein.«

Der große Libero. Ich zögerte, doch Mama kam mir zuvor: »Le petit Libero.« Sie lachten, Marie nicht, sie rückte ihren Seidenschal zurecht und sagte zu mir: »Warum fährst du nicht mit mir und Manù?«

Von der Fahrt ist mir in Erinnerung geblieben, dass Emmanuel die Lieder aus dem Radio mitsang und wir die Refrains schmetterten und dass Marie ihrem Grand Libero einen Strohhut aufgesetzt hatte. Zum ersten Mal hatte ich nicht das unangenehme Gefühl zu stören. Ich hatte in der Mitte des Rücksitzes Platz genommen, und im Rückspiegel sah ich eine Schulter von Marie und ihren weißen Hals. Ich hatte bereits einen Sinn für den richtigen Blickwinkel, rückte etwas mehr nach links und erweiterte dadurch mein Blickfeld. Ich sah jetzt mehr Schulter und weniger Hals, und ich sah

den Umriss ihres Busens. Er wirkte unverhältnismäßig groß im Vergleich zu ihrem zarten Knochenbau und ihrer eleganten Art. Ich betrachtete sie im Spiegel, begegnete ihrem Blick und errötete.

Da bat sie mich, meine Hand auszustrecken. »Na los, Grand Libero, ich fress sie schon nicht.«

»Ich würde ihr nicht vertrauen«, sagte Emmanuel.

Ich wagte es und bekam drei Kirschen auf die Handfläche gelegt, die ich aß, während im Radio Charles Aznavour sang.

»Gib mir die Kerne.«

Und da, während Marie sie nahm und meine Finger mit einem Erfrischungstuch säuberte, geschah es, dass ich der Madonna von Notre-Dame dankte, dass sie mich nicht erhört hatte.

Mir wurde zweimal schwindlig. Das erste Mal wegen der kurvigen Straßen, die der Citroën entlangfuhr, und das zweite Mal, weil die sechzehn Kirschen, die ich verschlang, immer wieder zu flüchtigen Berührungen mit Marie führten.

Sie erzählte mir, dass sie Bibliothekarin sei und im 4. Arrondissement arbeite. Dort habe sie vor ein paar Monaten Emmanuel kennengelernt, »Manù, der faszinierendste Lehrer von Paris«.

Ich hatte zwar einen sanften Charakter, konnte aber verschlagen sein. Als Marie mich fragte, ob ich bereits Freunde in Paris hätte, sagte ich Nein, ich sei eine Insel ohne Meer. Eine Insel ohne Meer. Das war ein Satz, den ich, wie Papa mir empfohlen hatte, benutzen sollte, um Frauen zu umgarnen. Er enthielt ein Körnchen Wahrheit und verlieh der Stimme einen zärtlichen Klang.

»Tu es adorable«, hauchte Marie, während sie mir in die Wange kniff. »Das Meer, das du suchst, wirst du in Deauville finden, Grand Libero. Und wir werden dein Archipel sein.«

Als wir am Ziel ankamen, hatte ich die Einsamkeit besiegt.

In Deauville hatten wir ein Häuschen mit einer kleinen Terrasse und zwei Schlafzimmern in der Rue Laplace gemietet. Im Sommer davor auf Sardinien und in dem davor an der Côte d'Azur hatte ich ein Zimmer ganz für mich allein gehabt. In diesem Jahr, sagte Papa, müsse ich Abstriche machen.

Ich beschränkte mich darauf, den Koffer abzuladen und in einer Hängematte zu warten, die zwischen zwei Feigenbäumen im Garten der Villa aufgehängt war. Ich beobachtete die anderen, wie sie sich mit dem Gepäck abmühten, Mamas Schminke war verschmiert, und sie rang die Hände. Sie kam zu mir und zeigte mir, wo ich schlafen würde: ein Kämmerchen in einer Wandvertiefung im Flur. Ich hatte nicht viel mehr als ein Feldbett zu meiner Verfügung. Ich drückte mein Ohr an die Wand aus Gipskarton: Ich hörte Emmanuels Stimme. Und diejenige meiner Marie.

Papa war ein praktischer Mensch. Das hatte er von seinem Großvater, Offizier im Ersten Weltkrieg, der tollkühn sieben Luftangriffen entkommen war, als er in einem klapprigen Eindecker den Ärmelkanal überflogen hatte. Auf ähnliche Weise ging auch mein Vater den Explosionen meiner Mutter aus dem Weg und sah über ihre Gefühlsausbrüche hinweg. Ein Jahr zuvor war er zum besten Bachblütenverkäufer Zentral- und Südeuropas gewählt worden und hatte den vierzehnten Hochzeitstag mit Mama gefeiert.

Am ersten Abend in Deauville beschloss er, mit uns ins Casino zu gehen. Er wollte seine Kartenkumpanei mit Emmanuel festigen und meiner Mutter eine gewisse finanzielle Großzügigkeit vorgaukeln.

»Und Libero?«, fragte Marie.

»Ich warte draußen«, sagte ich.

Papa ging mit Emmanuel hinein, und Mama bot sich an, bei mir zu bleiben. Ich erbat und erhielt die Erlaubnis, mir allein die Kabinen der Strandbäder mit den Namen der Kinostars anzuschauen: Cary Grant, Jean-Paul Belmondo, Federico Fellini und so weiter, ich ließ keine aus, bis zur Bar du Soleil. Dort hörte ich, wie mich jemand rief.

»Es ist eine Ungerechtigkeit, Grand Libero.« Marie kam auf mich zu.

Ich begrüßte sie.

Sie stand jetzt vor mir. »Es ist ungerecht, dass du draußen bleiben darfst und ich nicht.«

Und so lernte ich Marie Lafontaine kennen. Sie spendierte mir einen jus d'orange und bestellte sich einen Rosé. Ich entdeckte, dass sie sich auf die Kunst des Zuhörens und des Trinkens mit gespitzten Lippen verstand. Sie entkernte die Oliven im Mund, indem sie sie gegen die Wange drückte, sie war ein Fan von Saint-Germain, und ihr Lieblingsbuch war *Der Fremde* von Camus. Sie liebte Pizza Quattro Formaggi, Filme ohne Happy End, Dunkelhaarige und Graumelierte, die Provence mehr als die Normandie. Sie hasste Roulette und Pudel. Ob sie große Liebesbeziehungen gehabt habe? (fragte sie sich). Ja, eine wunderbare, die fünf Jahre gedauert hatte, ansonsten leider nichts weiter Aufregendes. Sie trommelte mit den Fingern auf meinem Knie, wenn sie lachte – oft –, und fingerte an ihrem rechten Ohrring, wenn sie in Gedanken versunken war – oft.

Und ich gab dies von mir preis: Ich hatte einen zwei Mahlzeiten dauernden Hungerstreik gemacht, um gegen den Umzug nach Frankreich zu protestieren, ich hasste Fußball, aber ich liebte John McEnroe, ich war ein Puzzlechampion und verrückt nach Kartoffelbrei. Ich konnte fünfzehn Stunden am Stück schlafen. Meine

Schildkröte Robespierre hatte einundzwanzig Jahre gelebt und war an meinem Geburtstag gestorben.

»Und was sonst noch, Grand?«

Ich würde gern die gleiche Arbeit wie Papa machen oder Förster werden, Bücher langweilten mich, außer Indianergeschichten. Sie fragte mich, wieso ausgerechnet Indianer, ich sagte, sie seien nur noch wenige und ich hätte Sympathie für die wenigen.

»Magst du Gott, Marie?«

»Kommt drauf an.«

»Und den Uterus?«

Sie blickte mich an, dann sagte sie: »Ich habe keine Kinder, und das ist gut so. Und du, Grand Libero, warst du schon mal so richtig verliebt?«

Ich trank den jus d'orange und schwieg. Sie umarmte mich plötzlich, beugte sich vor, zog meinen Hocker zu sich heran und hielt mich mit ihren warmen Armen fest. Sie roch nach frisch gebackenem Kuchen, und ich spürte den Druck ihres üppigen Busens. Er drückte gegen mein Brustbein, stärker als der von Mama, besser als der von Mama.

Als die anderen das Casino verließen, entdeckten sie uns auf dem Landungssteg, wie wir gerade darüber diskutierten, welche Kabine wir am nächsten Tag nehmen würden. Ich wählte Fellini, Marie Cary Grant. Papa und die anderen sagten, wir müssten nach Hause zurückkehren, um den unerfreulichen Abend am Spieltisch aus dem Gedächtnis zu streichen. Neunhundert Francs zum Fenster hinausgeschmissen.

Als wir nach Hause kamen, legte ich mich in die Hängematte und lauschte dem nächtlichen Deauville, den Echos der Partys, während in den Schlafzimmern das Licht verlosch. Dann ging ich

ins Bad, putzte mir die Zähne und wusch mir das Gesicht. Ich tat es in aller Eile; seit meine Tante im Badezimmer gestorben war, konnte ich nicht lange dort drin bleiben, denn Mama kam dann immer und rief mich. Ich riss etwas Toilettenpapier ab, begab mich in mein Kämmerchen und legte mich auf das Feldbett.

Ich wälzte mich herum. Die Federn quietschten auf der rechten Seite. Ich konnte den linken Arm mit einer minimalen Drehung des Handgelenks gebrauchen. Papas praktischer Sinn kam mir da gerade recht, und ich brachte eine wahrhaft zirkusreife Masturbation zustande, von der ich ein Leben lang zehren würde. Ich wartete, bis der Rest des Hauses eingeschlafen war. Die Wartezeit verkürzte ich mir dadurch, dass ich mich in Gedanken vorbereitete. Mit zwölf arbeitet man mehr mit der Hand als mit dem Kopf, aber ich war da anders. Ich hatte begriffen, dass der Eros die Kunst ist, sich realistische Situationen mit der Möglichkeit des Scheiterns vorzustellen: Ich sah mich erneut in der Bar du Soleil mit Marie, sie trägt ein tief ausgeschnittenes Kleid. Sie hat bereits zwei Rosé getrunken und erzählt mir von ihrer Liebesbeziehung, die schlecht ausgegangen ist. Er sei ein Taugenichts gewesen, erst jetzt fühle sie sich wohl, dank meiner. Sie weint, zieht meinen Hocker zu sich heran, und anstatt mich zu umarmen, legt sie ihr Gesicht auf meine Schulter, und ich spüre ihre Tränen.

Ich hielt inne. Das Gummiband meiner Pyjamahose drückte, ich zog sie herunter. Ich achtete auf das Quietschen, es kam darauf an, den Ellbogen oben zu halten und der John McEnroe der Onanie zu sein: den Rückhandgriff zu benutzen. Ich kontrollierte meinen Atem und kehrte dorthin zurück, wo ich aufgehört hatte: Ich spüre Maries Tränen, trockne sie und drücke sie an mich. Auch sie drückt mich an sich, und ich spüre, dass der Moment gekommen ist, und halte das Toilettenpapier bereit, obwohl ich weiß, dass es

trocken bleiben wird, ich gebe den Gnadenstoß, die Liege vibriert, während ich den Mund aufreiße und Papas Stimme von der anderen Seite der Wand ertönt: »Wirst du endlich aufhören, so zu zappeln?«

Am Morgen wachte ich vor den anderen auf, schlich mich hinaus und begann ein kleines Eiffelturmpuzzle auf dem Gartentisch. Im Laufe einer Stunde fügte ich lausig wenige Teile zusammen und blickte ständig zum Fenster meiner Eltern, weil ich mich schämte wie jemand, der in flagranti erwischt worden ist. Als Mama mich rief, saßen alle in der Küche und stopften sich mit Croissants und köstlichen Backwaren voll, die Emmanuel in der Boulangerie St. Augustin gekauft hatte. Ich blickte die türkisblauen Kacheln hinter dem Spülbecken an und niemandem von ihnen ins Gesicht.

»Wie hast du geschlafen, mein kleiner Mann?«, fragte Mama.

Ich hob den Kopf. Papa hörte auf, sein Croissant zu essen, und zwinkerte mir zu. Das war die erste Besiegelung unseres Pakts.

Die zweite erfolgte am Meer. Wir gingen ins Strandbad, und ich wählte die Kabine Fellini. Als ich Marie aus Cary Grant herauskommen sah, im Bikini, wusste ich, dass ich in dieser Nacht rückfällig werden würde und dass der Eros mich schüchtern machte.

Ich blieb im T-Shirt und mit einem Sonnenhut auf dem Kopf in meinem Liegestuhl, weigerte mich, spazieren zu gehen. Ich weigerte mich auch, mit Emmanuel Strandtennis zu spielen, der daraufhin mit Mama spielte. Mein Vater plauderte mit Marie auf der Strandlinie. Er rief mich zu sich. Ich gab ihm mit Gesten zu verstehen, dass ich allein bleiben wollte, er bestand darauf, und ich ging zu ihm.

»Komm, lass uns ins Wasser gehen.«

Ich sagte, ich hätte keine Lust, und dann spürte ich, wie mich

jemand von hinten berührte, es war Maries Hand, die mir das T-Shirt auszog und den Hut vom Kopf nahm. »Na los, Grand Libero, ein kleiner Sprung ins Wasser.« Sie lächelte und ging zum Sonnenschirm, um die Sonnenbrille und meine Kleider abzulegen. Ich blickte zu Emmanuel hinüber, der mit Mama spielte. Auch Papa blickte zu ihnen, packte mich am Arm und zog mich ins Wasser. Wir tauchten unter, und als wir wieder an die Oberfläche kamen, war Marie immer noch unter dem Sonnenschirm und hatte sich auf die Liege gesetzt.

»Sie ist wunderschön, n'est-ce pas?«, fragte Papa, während er mich auf seine Ballerinaschultern lud.

Die Brise der Normandie ließ mich frösteln. »Gefällt sie dir?«

»Moi, j'aime ta mère.« Und er warf mich ins Meer.

Ich tauchte wieder auf und war allein, mein Vater ging zum Strand und zu derjenigen, die seit mehr als einem Jahrzehnt seine Frau war. Er ließ mich zurück mit dem zweiten Siegel unseres Pakts und meinem künftigen Erbe: der Treue.

Ich ging als Erster nach Hause und beendete den westlichen Pfeiler des Eiffelturms. In meinem Kopf und in meinen erotischen Gedanken herrschte Verwirrung: Gott, der Uterus, die Vorahnung, dass jede Frau sich mir entziehen würde, und vor allem mein Vater, der zu seiner Frau lief. Wenn ich mich auf meine Puzzles konzentrierte, würde das die Fragmente meiner Kindheit wieder zurechtrücken? Ich begann das dritte Bein des Eiffelturms und sah, wie Papa mit finsterem Gesicht ankam. Er sagte mir, dass Emmanuel und Marie gestritten hätten und dass ich so tun sollte, als wüsste ich von nichts.

Ich nahm eine Dusche, griff nach einem meiner Indianerbücher und legte mich in die Hängematte. Es war nur eine Frage der Zeit.

Mama tauchte kurz danach auf und blieb bei mir stehen. Sie küsste mich und nahm die Sonnenbrille ab. Sie war ganz rot im Gesicht.

»Halt dich von Marie fern, hast du verstanden?« Und sie ging ebenfalls ins Haus.

Es hatte einen Zusammenprall von Uteri gegeben, und vielleicht ein Opfer. Deauville war berühmt für seinen Glamour, seine kleinbürgerlichen Ambitionen und seine Neureichen. Natürlich auch für das Spiel. Diese von Wagnis geschwängerte Atmosphäre war der Grund, warum ich mein Heft zur Hand nahm und etwas Schwindelerregendes notierte: *Die Blonde trösten*. Es war ein Notizbuch, auf dem Arsène Lupin in seiner roten Jacke abgebildet war. Ich hatte mir angewöhnt, Dinge darin zu notieren, die meine Vorstellungskraft überstiegen. In Mailand hatte ich es mit zwanzig Notizen gefüllt: *Rothäute begleiten den Sterbenden mit der Trommel; Lucia, sie küssen oder heiraten; oder Lerne vom Chamäleon: verschwinde*.

Ich schaukelte weiter unter dem Feigenbaum. Emmanuel und Marie kamen kurz darauf. Stumm und eilig. Sie beeilte sich, er verlangsamte den Schritt und lächelte mir zu, bevor er hineinging. Ich beachtete ihn nicht und wurde zum Chamäleon, bis Papa herauskam und verkündete, unsere Gäste würden am nächsten Morgen nach Paris zurückfahren.

Ich ging in mein Zimmer und holte die Briscola-Karten hervor, die ich aus Italien mitgebracht hatte. Ich mischte sie und teilte den Stoß mit der Linken. Es kam das Ass der Schwerter. In Mamas Symbolik kündigte es einen überwältigenden Erfolg an. Das war der Augenblick, der über mein Schicksal in Deauville entschied.

Ich hatte schon in unserer Mailänder Zeit gelernt, die Zukunft zu befragen. Wir wohnten in Porta Venezia, dem Viertel des jungen Bürgertums. Die Wohnung wurde von Papas Firma bezahlt,

die Bachblüten und homöopathische Mittel vertrieb. Mama erteilte privaten Italienischunterricht und gab ihr Geld in der Via Montenapoleone und für ihre Gurus aus. Sie verkehrte in einer Gruppe von Fanatikern, die sie für hunderttausend Lire pro Sitzung in den Kult der Weissagung eingeweiht hatten. Sie las aus dem Kaffeesatz und den Sternzeichen. Sie las aus den Karten. Dann verlor sie plötzlich die Lust daran, weil der Uterus dafür geschaffen sei zu zeugen, und nicht, um sich einzuschränken; damit rechtfertigte sie ihre unkontrollierten amourösen Leidenchaften. In der Zwischenzeit hatte ich genug gelernt. Ich interpretierte einen Stapel Briscola-Karten besser als den Instinkt. Ich traute der Zukunft mehr als mir selbst. Und ebendiese astrologische Konstellation bescherte uns in jener Nacht vor der Abreise von Emmanuel und Marie einen coup de théâtre mit bedeutungsvollen Details.

Meine Planeten richteten sich beim Abendessen aus, als Papa im Garten *L'Équipe* las. Er piffte in Sakko und weißem Hemd eine Melodie. Mama kam mit einer Art Ananasfrisur aus dem Badezimmer. Ich zog mich in mein Kämmerchen zurück und presste das Ohr an die Wand: Im Zimmer unserer Gäste war es mucksmäuschenstill. Dann tauchten Emmanuel und Marie plötzlich auf, gekleidet wie am Tag zuvor. Sie hatte geschwollene Augen, er rauchte eine Zigarre und machte sich auf den Weg zum Restaurant. Ich blieb ein paar Schritte hinter ihnen und rang mir ein Lächeln ab, das Marie erwiderte. Sie ging schnell, alle gingen schnell, und kaum waren wir angekommen, bat Papa den Oberkellner um einen Tisch auf der Terrasse. Das Ass der Schwerter gab sein erstes Zeichen, denn ich fand mich am Tisch genau gegenüber von Marie wieder. Ich erinnere mich, dass ich einen halben Teller Austernsuppe und zwei Bissen Lachs aß. Papa hielt die Unterhaltung am Laufen,

unterstützt von Emmanuel, und alles lief glatt, bis Mama sich mit einer Philippika gegen die italienische Linke einmischte. Was war vom Kommunismus übrig geblieben? Und was war aus Gramscis Lehre geworden?

»Alles Geschwätz«, sagte Marie: Wir seien jetzt in Frankreich, und da müsse man mit Giscard d'Estaing abrechnen. Oder seien wir etwa nur wegen der Museen nach Frankreich gezogen?

Ich zitterte, und Papa zitterte.

»Dann stimmt es also, was über die Unverschämtheit der Pariser gesagt wird«, erwiderte Mama.

»Was wird denn über die Pariser gesagt?«

»Frag doch deinen Emmanuel, dann habt ihr wenigstens ein Gesprächsthema.«

»Frag du ihn doch, deinen Emmanuel«, erwiderte Marie, stand auf, entschuldigte sich und ging.

Niemand folgte ihr, und ich erlebte wohl oder übel die beiden Charakterzüge meiner Mutter gleichzeitig: die Befriedigung darüber, den Krieg der Uteri gewonnen zu haben, und die anschließenden Tränen des Bedauerns. Wir aßen die Sorbets auf und machten einen Spaziergang auf der Strandpromenade von Deauville. Wir kamen an der Bar du Soleil vorbei, und ich blickte zu den beiden Hockern, auf denen Marie und ich gesessen hatten. Wehmut überkam mich. Ich sagte Papa, ich sei müde, und er verstand. Als wir nach Hause kamen, vermied ich es, mich von Emmanuel zu verabschieden. Er zog sich in sein Zimmer zurück, meine Eltern ebenfalls. Marie war nicht zurückgekommen.

In der Nacht konnte ich nur mit Mühe einschlafen, der Durst und eine Vorahnung weckten mich. Ich stand auf, verließ mein Kämmerchen und ging in die Küche. Sie saß am Tisch.

Es gab zwei Dinge, die ich nicht ertragen konnte: mich in Unterhosen sehen lassen und erkennen, dass eine Situation mir Angst machte. In dieser Nacht passierte mir vor Marie Lafontaine beides. Ich versuchte mich davonzustehlen, sie aber wandte den Kopf, blickte mich an und sagte leise: »Grand, c'est toi?«

Ich ging hinein und sagte, ich wolle etwas trinken. Sie stand auf, um eine Flasche Wasser aus dem Kühlschrank zu holen, schenkte mir ein Glas ein und reichte es mir. Die Wimperntusche war ihr über eine Wange gelaufen, und ihr Haar war zerzaust. Ich trank und stellte das Glas auf den Tisch. Daraufhin sagte sie: »Ich gehe ein bisschen hinaus, bonne nuit.«

Das einzige Glücksspiel, das in jener Nacht in Deauville stattfand, war das eines fast Dreizehnjährigen, der, anstatt wieder ins Bett zu gehen, in den Garten hinaustrat und wartete, bis eine Dreißigjährige ihn zum zweiten Mal bemerkte. Als das geschehen war, rief sie ihn zu sich. »Kannst du auch nicht schlafen, Grand?«

Ich näherte mich der Hängematte, Marie hatte sich darin ausgestreckt, ich stand stocksteif da.

Sie lächelte, setzte sich auf und sagte, es tue ihr leid wegen des Abends und der Ferien und ihres blamablen Benehmens, sie sei lediglich ein bisschen nervös und unsicher.

»Unsicher?«

Sie nickte.

Ich sagte ihr, dass mir das auch schon passiert sei. Mindestens zweimal im letzten Jahr und im Jahr davor mit Lucia und Giulia.

»Daran sieht man, dass sie dich nicht verdient hatten, Libero.«

»Dich auch nicht.«

Sie umarmte mich und sagte, ich solle mich zu ihr setzen. Ich gehorchte, hatte Angst und war überrascht. Sie machte mir Platz, und ich kauerte mich in die Ecke.

»Du bist ein Gentleman. Wer dich einmal heiratet, kann sich glücklich schätzen.«

Ihr Kleid war bis zu den Knien hochgerutscht, und der obere Teil verschwand in der Nacht. Sie nahm meine Hand und hielt sie zwischen ihren. Ich betrachtete das dunkle Haus.

»Keine Angst, ich werde hier schlafen.« Sie zog mich zu sich und machte mir noch mehr Platz. Ich lag dicht an ihrem Haar, mein rechtes Bein berührte ihre linke Seite, und meine Hände lagen auf meinem Bauch wie bei einem Toten. Ich spürte ihren Busen an meiner Schulter, drehte mich um und sah ihn, riesig und gequetscht. Sie neigte sich zu mir, und wir rutschten in die Mitte der Hängematte, sie streichelte meinen Nacken und sagte: »Ich habe kein gutes Händchen bei Männern. Es tut mir leid, dass ich dir die Ferien verdorben habe.«

»Das Schöne an diesen Ferien bist du.« Meine Stimme zitterte, aber ich sagte es und hatte eine schwache Erektion. Sie wurde stärker, ich drehte mich um, sie hielt mich zurück und streichelte erneut meinen Kopf. Ich rührte mich nicht, ich war erhitzt und hatte immer noch Angst. Ich presste mich gegen ihr Bein und spürte, wie ihr Bein gegen meine Scham drückte. Als sie aufhörte, erstarb meine Lust jäh. Ich war in meinem Leben stets unbedarft, lieb, folgsam gewesen. Jetzt wechselte ich die Prioritäten. Ich berührte ihren Schenkel, und daraufhin flüsterte sie: »Mon petit Libero.« Sie drückte mich an sich in einer Umarmung, die sich geschwisterlich anfühlte, und sagte: »Besuch mich in der Stadt, ich arbeite im Hôtel de Lamoignon, der Bibliothek im 4. Arrondissement.« Sie gab mir einen Kuss auf die Wange, und schon war ich wieder auf dem Weg in mein Kämmerchen.

Ich ging ins Badezimmer, schloss die Tür ab, und bevor ich mir Befreiung verschaffte, betrachtete ich mich im Spiegel. Ich war ein

Junge kurz vor der Pubertät, der Mühe hatte, seine Kindheit hinter sich zu lassen.

Es wurden merkwürdige Ferien. Als wir am nächsten Morgen aufstanden, waren Emmanuel und Marie nicht mehr da. Vielleicht waren sie nie da gewesen, wir fanden einen Zettel in der Küche: *Merci, merci, merci*. Drei Dankesworte, die mir ihre Anwesenheit in Deauville bewiesen. Ich ging nach draußen, die Hängematte schaukelte im Wind, ein Blatt lag darauf, ich entfernte es und streckte mich aus. Ich näherte die Nase den Schnüren und nahm den Geruch von Salz und Normandie wahr. Ich schrieb die letzte Spur dieser Nacht in mein Heft: *Bibliothek Hôtel de Lamoignon, Marie*.

Eine Woche lang wurden wir wieder zu einer Familie. Mama wählte die Kabine Marilyn Monroe, ich überließ die Entscheidung Papa, er entschied sich für John Wayne. Wir genossen die Verbindung von Glamour und Western an allen Tagen am Meer, die ruhig und friedlich verliefen, und am letzten Nachmittag beobachtete ich eine eigenartige Szene: Papa taucht unter, kommt unter Mamas Beinen wieder an die Oberfläche und lädt sie auf seine Schultern. Sie bleibt oben, lacht und schreit: »Lass mich runter, lass mich runter!« Sie springt ins Wasser, und als sie wieder auftaucht, schwimmt sie zu meinem Vater und umarmt ihn, er küsst sie.

Mit diesem schönen Erlebnis endeten die Ferien. Die Bilanz dieser Tage: eine neue Komplizenschaft zwischen mir und Papa, siebenhundert Francs, die Mutter auf der 27 im Roulette gewonnen hatte, fünf Fischabendessen im Restaurant und eine Lebensmittelvergiftung durch Garnelen, ein Blickwechsel mit einer Engländerin und zahllose Orgasmen. Und ein Gebot meines Vaters am Tag der Abreise: »Tu devras avoir du courage, ich weiß, dass du mutig sein wirst.«

Charmant, beschützend, offen. So war Papa, wenn man Mama Glauben schenkte. Ich hörte, wie sie es ihrer Mailänder Freundin Manuela sagte, als diese sie fragte, warum sie sich in ihn verliebt habe. Aber es gab auch ein Manko: Er war ein Mann, dem jeder Realitätssinn fehlte. Das Gebot, das mein Vater mir in Deauville mitgegeben hatte, war das Ergebnis seiner Arglosigkeit und einer Art Vorahnung, die er in Bezug auf mich gehabt hatte. Er wusste, dass ich mich durch den Umzug nach Frankreich zwischen zwei Stühlen fühlen könnte. Nicht so sehr wegen der Sprache, sondern aus Herzscherz. Ein Schmerz, der auch der seine war.

Ich begriff es, als ich aufs Gymnasium kam. Am ersten Tag begleitete Papa mich zusammen mit Mama. Er hatte das Lycée Colbert ausgesucht, weil es öffentlich und multiethnisch und die Wiege der fortschrittlichen Führungsschicht war. Eine Schule der bürgerlichen Bohème, eines Wohlstandsbürgertums mit alternativen Ansichten. Am Eingang drängte sich eine Schar von Kindern mit Pashminaschals um den Hals. Ich trug ein weißes Hemd, das eine Nummer zu groß war, und hatte die Gewissheit, dass mein Platz im Klassenzimmer über meine Pubertät entscheiden würde. Und so kam es auch. Der Platz richtete sich nach dem Alphabet: Libero Marsell landete zwischen Antoine Lorraine und Héléne Noisenau. Ein Schwarzer und eine Blonde mit Zopf, die nach Mandarine roch. Ich schüttelte ihre Hand, um mich vorzustellen, und stellte fest, dass ich sie überhaupt nicht anziehend fand: zu dünn, zu jung. Ich blickte mich um, wir waren dreiunddreißig: neunzehn Jungen und vierzehn Mädchen. Ich sortierte die attraktivsten aus, und übrig blieb eine Brünette mit ausgeprägtem Hintern. Sie hieß Camille. Sie sah mich einmal an.

Auf den ersten Blick machte ich einen gewissen Eindruck, aber danach blieb ich unsichtbar. Von meiner Bank aus beobachtete ich

die Wohlstandskinder, die Kontakte knüpften, und dachte an Mario und Lorenzo, die in Mailand gemeinsam aufs Beccaria-Gymnasium gingen. Ich wünschte mir Marios freundliche Zuverlässigkeit und Lorenzos Wildheit zurück. Ich wünschte mir mich selbst zurück. Ich stand abrupt auf und ging zum Fenster. Da war der Pariser Verkehr und ein krummer Mann auf der anderen Straßenseite: Papa. Er warf einen Blick in die *Équipe* und einen auf die Fenster der Klasse, in der er seinen Sohn glaubte.

Ich ging auf die Toilette und konnte nur schwer meine Tränen unterdrücken. Als ich herauskam, stand Antoine Lorraine vor mir. Er blickte mich an. »Wir werden uns schon eingewöhnen, keine Angst.« Er legte mir eine seiner großen Hände auf die Schulter. »Bist du Italiener?«

»Halb Franzose.«

Auch er war halb halb: Kongolese und Pariser. Ein Schwarzer mit weichem r und gesundem Menschenverstand: »Die guten Mädchen sind in den Klassen über uns. Halt die Augen offen.«

Und so fand ich einen Freund. Wir waren zwei Hälften, die bald ein Ganzes bilden würden.

Als ich nach Hause kam, erzählte ich Mama von diesen freundschaftlichen Gefühlen, und sie nickte, während sie die Gänseleberpastete und den Quittenkuchen vorbereitete. Am Tisch saß Emmanuel. Er zwang sich zu einem Lächeln, das ich nicht erwiderte. Stattdessen ging ich zu Papa, der am Herd zugange war. Ich ging zu ihm, aber er kam mir zuvor: Ich würde ihn im ersten Monat jeden Tag zwischen neun und zehn vor dem Lycée Colbert stehen sehen. »Eine kleine Ermunterung für dich, mon cher Libero.«

»Aber er ist ein kleiner Mann.« Meine Mutter füllte ihr Glas. »Lass ihn wachsen.«

Das Wachstum zeigte sich zunächst in meiner onanistischen Aktivität. Seit ein paar Monaten hatte irgendetwas die Selbstverständlichkeit meines Körpers durcheinandergebracht: ein sichtbarer Flaum und ein Tieferwerden meiner Stimme. Das waren Veränderungen, die ein paar Nebeneffekte mit sich brachten. Ich hatte entdeckt, dass die Selbstbefriedigung ein Ventil für meine tief sitzenden Ängste war. Ein Orgasmus entsprach zehn Tropfen Rescue Remedy, die Papa mir gab, wenn ich nicht schlafen konnte. Ich machte mir das auch morgens zunutze, bevor ich zur Schule ging. Mit dem Ergebnis, dass ich ständig kraftlos war und chronische Augenringe hatte.

Die andere Veränderung bestand darin, dass ich es schaffte, mich aus der Unsichtbarkeit zu befreien. In der Schule hatten sogar die Lehrer Mühe, sich an meinen Namen zu erinnern und mich zwischen den anderen zu finden. Die Mädchen betrachteten mich als einen Klassenkameraden, dem man aus Höflichkeit ein Lächeln schenkt. Nur Camille war freundlich zu mir und fragte mich, ob sie mir bei der Grammatik oder der Aussprache helfen sollte. Ich interessierte mich kaum für meine Altersgenossen, dafür aber für meine Französischlehrerin. Sie hieß Mademoiselle Rivoli. Brünett, klein, breites Gesicht und ein Busen, der eine einzige Demütigung war. Dieses bescheidene Äußere verwandelte sie in einen unwiderstehlichen Köder. Ich begann, durch wohltdosierte Teilnahme am Unterricht und intelligentes Schweigen auf mich aufmerksam zu machen. Für Mademoiselle Rivoli war ich ein Immigrant, der sich doppelt so viel Mühe gab, um so gut wie die anderen zu sein. Ich gewann ihre Aufmerksamkeit, und eines Tages gab sie mir einen Rat: »Marsell, lesen Sie *Der Fremde* von Camus. Sie werden darin etwas finden.«

»Bitte sie, mit dir auszugehen«, insistierte Antoine.

Mademoiselle Rivoli blieb in der ersten Hälfte des Schuljahrs das Ziel meiner erotischen Fantasien. Meine Bemühungen schlugen sich in den Halbjahresnoten nieder: gut in Französisch, ausreichend in Mathematik, befriedigend in Geschichte und so weiter und so fort, alles in allem ein mehr als zufriedenstellender Durchschnitt. Der einzige Makel: nicht um ein Rendezvous gebeten und Camus' Buch nicht gelesen zu haben.

Am Abend der Zeugnisausgabe ging ich mit meinen Klassenkameraden aus. Wir wollten in einer Brasserie am Trocadéro etwas essen und uns dann im Kino *Star Wars* ansehen. Antoine richtete es so ein, dass er neben Hélène zu sitzen kam, und ich neben Camille, die mich sofort fragte, ob mir Italien fehle. Natürlich fehlte es mir, obwohl ich mich in der Ville Lumière wohlfühlte. Ich erzählte ihr von meinem Leben in Mailand, und zum ersten Mal seit Beginn des Schuljahrs fühlte ich mich nicht allein. Mein Exil endete durch ein Mädchen mit ausladendem Hintern und besonnenen Gesten. Sie hatte ein hässliches Gesicht, aber ihr Lächeln sorgte dafür, dass ich mich nicht mehr fehl am Platz fühlte. Ich vertraute ihr ein paar Dinge über meine sonderbare Familie an, wie ich dank Mama gelernt hätte, die Zukunft zu lesen, und wie Papa versucht habe, die Schmerzen meiner alten Schildkröte mit einer Mischung aus Bachblüten und homöopathischen Kügelchen zu kurieren. Ich brachte sie zum Lachen, und ich lachte ebenfalls, als sie mir erzählte, am ersten Schultag habe sie mich für einen unterernährten Russen oder einen Trapezkünstler aus einem rumänischen Zirkus gehalten.

Das genügte, dass wir uns im Kino nebeneinandersetzten und sie mir un petit bisou auf die Wange gab, nachdem es Luke Skywalker gelungen war, Darth Vader in die Flucht zu schlagen.

Innerhalb eines Monats geschah etwas Schmerzliches, etwas Schönes, etwas Merkwürdiges und ein kleines Wunder.

Etwas Schmerzliches: Ich begriff endgültig, dass das Aussehen ebenso eine Rolle spielte wie die Hormone. Camille war keine Augenweide. Durch sie wurde mir klar, dass ich mich schämte, wenn ich mich mit Mädchen zeigte, deren Äußeres mich enttäuschte. Ich verfluchte mich für diesen ästhetischen Rassismus und versuchte ihn zu unterdrücken. Zwei Tage nach dem Kino gingen wir ein Eis essen, sie nahm meine Hand, und ich spürte fünf eiskalte Finger. Ich versuchte, mich mit meinem Schweigen zu distanzieren, Camille insistierte noch eine Weile, dann begriff sie. In der Schule redeten wir nicht mehr miteinander, und das bedauerte ich. Antoine erging es mit Hélène noch schlechter: Er musste sich sagen lassen, dass die *noirs* nichts für sie seien. Ich dachte unwillkürlich an die Indianer und empfand eine Traurigkeit, die der Empörung recht nahe kam.

Etwas Schönes: Camilles Erbe waren die Küsse. Ihr *petit bisou* veränderte meine erotischen Fantasien. Nach dem Abend im Kino verbrachte ich die Nächte damit, den Rücken meiner linken Hand zu küssen. Ich versuchte es mit geschlossenen Lippen, geöffneten Lippen und mit der Zungenspitze. Mein Gehirn war jetzt nicht mehr auf den Busen fixiert, sondern auf den Mund. Ich bekam Herzklopfen und dachte mir Liebesgeschichten aus, mit Mademoiselle Rivoli, mit einem Mädchen zwei Klassen über mir, das ich in den Gängen des Gymnasiums gesehen hatte. Mama verschwand aus meinem Gesichtskreis, im Gegensatz zu Marie, die hin und wieder auftauchte. Seit jenem Abend in Deauville hatte ich sie nicht mehr gesehen, und sie wurde auch niemals erwähnt.

Etwas Merkwürdiges: Meine Mutter hakt sich bei mir unter, sie trägt einen seidenen Rollkragenpullover und geht mit mir zuerst

in die Notre-Dame und dann in die Kirche Saint-Vincent-de-Paul in unserer Nähe. Der Priester grüßt uns aus der Tiefe des Kirchenschiffs. Ich warte auf einem Stuhl, und Christus blickt mich vom Kruzifix aus an. Ich gehe zum Beichtstuhl, es ist dunkel, ein Schatten hinter dem Gitter, der sagt: Na, worüber plaudern wir denn heute, mein Sohn? Magst du Fußball? Ich erzähle ihm von John McEnroe, von seinem Können und seiner Wut und dass seine Wut manchmal auch die meine sei. Der Priester lächelt und bittet mich, von etwas anderem zu reden, und ich erzähle ihm, dass Papa immer trauriger werde, weil Emmanuel wegen Mama immer häufiger bei uns sei. Ich habe nichts weiter zu sagen, und er flüstert: »Bete ein *Vaterunser*, mein Sohn.«

Ein kleines Wunder: Am zweiten Tag im Frühling machte ich bei Antoine Hausaufgaben. Er wohnte im Neunzehnten und ging ins Colbert, weil sein Vater im Zehnten arbeitete. Wir paukten Mathematik, er war sehr gut darin, und dann plauderten wir in seinem Zimmer. Er lebte in einer siebenköpfigen Familie. Gegen Abend klopfte es an seiner Tür, er rief »Herein!«, und seine ältere Schwester erschien, Lunette. Sie war zwei Jahre älter als wir, hatte helle Augen und dicke Lippen. Sie hatte die Beine einer Tänzerin und eine spitze Brust. Antoine sagte: »Schau sie nicht so an, du Schwein!«

Ich ging zum Abendessen nach Hause und aß Geschnetzeltes mit meinen Eltern, und ich erinnere mich, dass Emmanuel an diesem Abend nicht da war. Danach zog ich mich in mein Zimmer zurück und küsste meinen linken Handrücken. Lunette, Liebling, Lunette. Als es Zeit war, ging ich zu Bett und fing an. Meine erste autoerotische Handlung an diesem Abend war sofort vorbei, und sie raubte mir den Atem, nicht wegen des Orgasmus: Ein klebriger Tropfen war aus meinem Geschlecht ausgetreten.